

Kurt Petzold war gerade Oberbürgermeister geworden, sieht sich Schweinfurt „der Tradition verbunden, doch stets mit der Zeit gehend“ und betont neben den „weltbekanntest[e]n Industrierwerken [und der] vielfältig[e]n Wirtschaft“ auch ihre Kompetenz als „kulturelles ... Zentrum“. 1979 rückt diese Aussage nach vorne, und 1989 streift Schweinfurt das Image einer reinen „Industriestadt“ endgültig ab und bietet sich als touristisch-attraktives Ziel an. Diese Bemühungen kulminieren 1991 in einem Festprogramm zur 1200-Jahrfeier, dessen Darstellung im Adressbuch des Jahres 1993 breiten Raum findet. Im Reigen der Beiträge stechen ein historisches Bürgerfest und eine Revue „Achtung Schweinfurt“ auf dem Marktplatz ins Auge. Die Geschichte der Industrie spielt nur noch eine Nebenrolle.

In den Jahren 1992/93 wurde die Schweinfurter Industrie von vitalen wirtschaftlichen Problemen heimgesucht, die bis an den Rand der Existenzfähigkeit führten. Dennoch zeichnet auch die 1992 neu gewählte Oberbürgermeisterin Gudrun Grieser weiter an einem von der Kultur geprägten Erschei-

nungsbild, erinnert mit dem Motto „Industrie und Kunst“ jedoch zugleich wieder an die prägenden historischen Linien insbesondere der letzten zwei Jahrhunderte. Selbstbewusst präsentiert das Adressbuch des Jahres 2001 mit der „Bibliothek Otto Schäfer“, dem „Museum Georg Schäfer“ und den „Städtischen Sammlungen Schweinfurt“ drei museale Einrichtungen als Aushängeschilder.

Obwohl mit den beiden mit dem Namen Schäfer verbundenen Häusern zwei Museen gewissermaßen auf dem Nährboden der Schweinfurter Industrie gewachsen sind, stehen sie nicht für die Geschichte dieser Industrie im engeren Sinn. Trotz der großen Zahl von Anstrengungen fehlt ein vielfach gefordertes Industriemuseum. Immerhin hat der Stadtrat von Schweinfurt im Frühjahr 2005 der Kulturverwaltung den Auftrag erteilt, für das Haushaltsjahr 2006 Mittel zu beantragen, mit denen erstmals ein Konzept für ein solches Industriemuseum in Schweinfurt erarbeitet werden kann.

Fotos: Städtische Sammlungen Schweinfurt

„Fresst Kartoffeln und Salz ihr blöden Luder“. Frauen in der Porzellanindustrie 1871–1933

von

Sabine Zehentmeier

„Fresst Kartoffeln und Salz ihr blöden Luder.“ Dieses Zitat stammt vom Druckereileiter der Porzellanfabrik Heinrich in Selb.¹⁾ Er reagierte damit 1931 auf Forderungen von Arbeiterinnen nach höherem Lohn. Die unsachliche und sehr emotionale Reaktion lässt sich ein wenig besser verstehen, wenn man sich vor Augen hält, dass der Druckereileiter in dieser Abteilung sicher der einzige Mann war, da in der Porzellanherstellung die Druckerei eine reine Frauendomäne war und dies noch immer ist.

Doch was beinhaltet das Zitat? Welche Rückschlüsse lässt es auf die Frauenarbeit in der Porzellanindustrie zu? Zum einen wird den Frauen empfohlen, Kartoffeln und Salz zu essen; das ist ein sehr kärgliches Mahl. Der Satz impliziert aber gleichzeitig die Geringschätzung der Leistungen der Frauen. Auch der Zusatz „ihr blöden Luder“ ist wenig schmeichelhaft. Aber sicher waren die Frauen in den schweren Zeiten um 1931 ebenfalls nicht sehr zimperlich in ihrer Wortwahl. Überhaupt waren die Porzellanarbeiterinnen

durchaus streitbar. Als kleines Beispiel sei ein Eintrag im Strafenbuch der Porzellanfabrik C. M. Hutschenreuther in Hohenberg an der Eger herangezogen. 1892 kam es in der Verputzerei zu Tätlichkeiten, als eine Ansetzerin (also zum Beispiel von Henkeln) ihrem Kollegen einen Schlag ins Gesicht versetzte, und zwar so heftig, dass sich der Geschlagene daraufhin bei der Betriebsleitung beschwerte. In der Tat hatten es die Frauen im Umgang mit Kollegen und Vorgesetzten nicht immer leicht, waren ihnen zumeist auch körperlich stark unterlegen. Am negativsten wirkte sich jedoch die mangelnde Organisation der Frauen, also der fehlende Zusammenschluss in Arbeiterausschüssen, aus. Die männlichen Facharbeiter-Kollegen wie Dreher, Brenner und Maler waren alle in den sogenannten Personalen organisiert und konnten so vehement den Unternehmern bei Arbeitsdifferenzen – in der Regel ging es um die Aushandlung von Akkordsätzen – entgegenreten.

Wie kam es in Nordostoberfranken überhaupt zur Beschäftigung von Frauen in der Porzellanindustrie? Nachdem C. M. Hutschenreuther 1822 von Max I. Joseph von Bayern die Konzession zum Betrieb einer Porzellanfabrik erhalten hatte, rekrutierte er seine Facharbeiter aus Thüringen, Sachsen und Böhmen. Die Hilfsarbeiter hingegen stammten aus der einheimischen Bevölkerung, und darunter befand sich ein nicht unwesentlicher Anteil Frauen. Hinweise auf die Frauenarbeit in der Porzellanindustrie sind anfangs sehr spärlich. 1874 belief sich ihr Anteil durchschnittlich auf 17 %. Welche Tätigkeiten die Frauen verrichteten, wurde dabei staatlicherseits nicht näher spezifiziert, wohl aber moralisiert, dass die Frauen keinen „gesonderten Aufseher“ hätten und keine Wasch- und Ankleideräume besäßen und vor allem ein Mangel an Haushaltsschulen festzustellen sei.

Die Berufstätigkeit der Porzellanarbeiterinnen wurde stets mit kritischen Augen gesehen. Verschiedenste Stellen, ob Staat, Kirche oder sogar Gewerkschaften, verurteilten die Arbeit der Porzellanarbeiterinnen. Diese Geringschätzung der Frauenarbeit hatte ihre Ursache nicht zuletzt im Selbstverständnis der Porzellanarbeiterinnen, das sich erst nach

dem Ersten Weltkrieg zu wandeln begann. Viele sahen die Berufstätigkeit nämlich als Übergangsphase von der Teenagerzeit zur Ehe an. Von den Porzellanarbeiterinnen des Jahres 1874 waren 75 % ledig und sahen ihr Lebensziel in der Ehe und der Kindererziehung. De facto waren aber insbesondere nach 1900 aufgrund stagnierender Löhne und steigender Lebenshaltungskosten die Frauen gezwungen, auch nach der Verhehlung weiter zu arbeiten, was viele als wirkliche Qual empfanden: „Wir heirateten und ich glaubte damit der Arbeit entronnen zu sein. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! Mein Mann wurde gezwungen, eine wenig gut bezahlte Arbeit anzunehmen; er verdiente in der Woche 11 Mark, da durfte ich nicht daran denken, die Arbeit in der Fabrik aufzugeben...“²⁾, beklagte eine Staffagemalerin. Im Anschluss erzählte sie auch, warum sie die Arbeit so schlimm empfand: „Wenn es heißt Randborte zu machen, dann muss man schon in einer Stunde 120 Untertassenränder fertig bringen, um einigermaßen mit dem Verdienst zurecht zu kommen. Und wenn man diese Arbeit einen ganzen Tag lang hintereinander gemacht hat, dann dreht sich nicht nur die Drehscheibe, auf der die Untertasse steht, sondern der ganze Raum dreht sich um einen im Kreis.“³⁾

Die Tätigkeit in der Malerei war nur ein Aspekt der Frauenarbeit. Ich würde also gerne nun das Augenmerk auf die Tätigkeiten richten, die von den Frauen in der Porzellanindustrie verrichtet wurden, und aufzeigen, wie sich diese Berufsfelder im Laufe der Jahre wandelten. Seit 1872 der Schablonendruck auf Gelatinebasis erfunden worden war, besetzte man die neuentstandene Abteilung Druckerei nahezu ausschließlich mit Frauen. Der Schablonendruck funktioniert wie ein Abziehbild. Aus großen gedruckten Bögen werden Einzelmotive ausgeschnitten, die dann mittels Wasser auf den gebrannten, glasierten Scherben aufgetragen werden. Es handelt sich dabei um eine Arbeit, die Geschick und Routine verlangt, um die erforderlichen Akkordsätze erreichen zu können. Sicherlich war diese Abteilung, insofern man in der Porzellanindustrie überhaupt davon sprechen kann, die Keimzelle weiblichen

Selbstbewusstseins. Die Druckereiarbeiterinnen unterschieden sich auch äußerlich von den Kolleginnen in anderen Abteilungen, da sie überwiegend normale dunkle Alltagskleidung trugen. In der Druckerei als Teil der Dekorationsabteilung entstand im Gegensatz zum Weißbetrieb nur wenig Staub.

Im Weißbetrieb war in der Zeit vor 1900 die Beschäftigung von Frauen sehr gering. Zum einen fanden sie Einsatz beim Garnieren, also dem Zusammenfügen von zum Beispiel Tassenkörpern und Henkeln mittels Schlicker, also flüssiger Porzellanmasse. Anfangs erfolgte diese Tätigkeit im Stehen und war der Verputzerei beigeordnet. Das Verputzen ist das Beseitigen von Nähten nach dem Ausnehmen des trockenen Scherbens aus der Form. Gießnähte entstehen durch die zusammengesetzten Gipsformen. 1933 war die Arbeitsteilung schon so weit fortgeschritten, dass das Verputzen im Sitzen und in angemessener Arbeitskleidung verrichtet wurde. Als Hilfsmittel dienten kleine Messerchen und Modellierhölzer.

Nach dem Garnieren galt es, den Scherben zu glasieren. Erst durch die Glasur wird das Porzellan wasserundurchlässig und erhält durch diesen Überzug den glasartigen Schim-

mer. Bis 1914 glasierten die Porzellanarbeiterinnen nur kleine Stücke. Durch Schwenken in Bottichen mit kalter Flüssigkeit überzogen sie den gesamten Korpus mit Glasur und stellten anschließend die Stücke auf Holzplanken in Regale zum Trocknen. Der Stranding musste dabei im Nachgang wieder mittels laufender Gummimatten von der Glasur befreit werden, damit das Porzellan nicht mit den Brennhilfsmitteln aus Schamotte verbuk.

Einen ersten Aufschrei verursachte der Einsatz von Frauen 1888 in der Männerdomäne Dreherei. Der zuständige Fabrikinspektor konstatierte, dass der Fortschritt der Technik, der den Einsatz mechanischer Drehscheiben ermöglichte, nun erlaubte, weniger kraftaufwendend zu arbeiten. Dabei wurden die Frauen hier nicht etwa zum selbstständigen Drehen von rotationskonzentrischen Stücken eingesetzt, sondern nur als Vorarbeiterinnen, als Aufdreherinnen von Hubeln für das anschließende Einförmigen von Bechern und Tassen oder für das Überformen von Tellern. In den Oberfränkischen Porzellanfabriken bezeichnete man diese Masseblätter als „Platschen“ und die Porzellanarbeiterinnen, die sich damit beschäftigten, als „Platschenmacherinnen“. An einer Drehbank arbeitete in der



Verputzerei, Porzellanfabrik Rosenthal, Selb 1930

Regel eine junge Arbeiterin oder ein Lehrling zusammen mit einem Dreher. Das ein- oder übergeformte Stück mit der Gipsform stellte dann eine dritte Person, wiederum ein junges Mädchen oder ein Lehrling, auf eine Planke zum Trocknen. 1902 beklagte ein Vertreter des Freien Gewerkschaftsverbandes: „Es wurde mehrfach wahrgenommen, dass junge, oft schwächliche Mädchen selbst unter 14 Jahren vielfach zum Vordrehen der Tellerplatten, also als Gehilfin des Drehers Verwendung finden. Da der Dreher ausschließlich auf Stücklohn arbeitet, lässt sich erlauben, in welcher Weise bei der körperlich anstrengenden Arbeit die jugendliche Arbeitszeit ungebührlich ausgenützt und auch, wie dies mehrmals zu beanstanden war, dass es mit der Einhaltung der halbstündigen Ruhepausen ... nicht genau genommen wird.“⁴⁾

1890 waren auf diese Weise bereits 34 % Frauen in den Drehereien der oberfränkischen Porzellanfabriken tätig. Dazu muss gesagt werden, dass die Dreherei durch die enorme Staubentwicklung zu den gesundheitsgefährlichsten Abteilungen einer Porzellanfabrik gehörte. Denn durch das Einatmen des feinen Quarzstaubes entsteht die Staublung. Die Zeitungen der Jahre bis ca. 1930 sind voll von Berichten über Tuberkulosefälle bei jungen Frauen, die nach einem Blutsturz verstarben. Die durchschnittliche Lebenserwartung eines Drehers lag bei 40 Jahren. Aus diesen Gründen wurde die Tätigkeit von Frauen im Weißbetrieb von den Aufsichtsbehörden stark kritisiert. Eine Absaugung des Staubes war bis 1920 technisch noch nicht möglich, und die empfohlenen Respiratoren (Drahtgestelle mit austauschbaren Schwämmen) wurden nicht benutzt. Als endlich automatische Absaugungen an die Dreher-Arbeitsplätze eingebaut wurden, kam es häufig vor, dass die Frauen diese Vorrichtungen zustopften, weil sie die Zugluft als störend empfanden.

Ein großes Gesundheitsrisiko stellte bis nach dem Ersten Weltkrieg auch die Kleidung und die Frauenmode generell dar. Porzellanarbeiterinnen trugen auch in der Porzellanfabrik ihre langen Röcke, Korsetts und Hochsteckfrisuren und wurden dadurch nicht selten Opfer von Transmissionen, Paternostern

oder Maschinen, in die sie gerieten und die sie sprichwörtlich in Stücke rissen. Nach dem Ersten Weltkrieg fand schließlich eine Umorientierung – nicht zuletzt aufgrund der gewandelten Mode mit Kurzhaarfrisur und kurzen Röcken – statt. Es entstand eine Art Berufskleidung mit Schürze und Kopftuch. Zum einen konnten dadurch viele Unfälle vermieden werden, aber auch das Risiko der Lungentuberkulose wurde durch das Wechseln der Berufs- und Alltagskleidung minimiert. Der Einsatz der Frauen in der Malerei war dagegen nie ein Berufsfeld, das von Behörden kritisiert wurde. Leicht war die Arbeit an den Banketten jedoch deshalb keineswegs. Wir erinnern uns an die Arbeiterin, die davon erzählt, wie mühevoll es ist, 120 Untertassen in einer Stunde zu rändern.

Generell lässt sich für den Raum Nordostoberfrankens konstatieren, dass die Frauenquote in der Porzellanindustrie bis 1891 bei ca. 15 % lag. Erst 1894 erfolgt der Sprung auf durchschnittlich 33,1 %. Dies hing eindeutig mit der verspätet einsetzenden Hochindustrialisierung in der Porzellanindustrie zusammen, die bis 1905 andauernd sollte. Die steigende Nachfrage nach Arbeitskräften führte zu diesem Anstieg der Frauenquote in den Porzellanfabriken. Von Seiten des Staates und der Gewerkschaften versuchte man bereits um 1900 die Beschäftigungszahlen der Frauen zu reduzieren mit dem Argument, dass die Frauenarbeit die Qualität drücke. Gleichzeitig lobte man aber die Frau als Arbeiterin, weil sie gleichmäßige monotone Arbeit leichter leisten könne als ein Mann. Die Porzellanarbeiterin wurde insbesondere von Gewerkschaftsseite als Gefahr betrachtet, da sie gefügiger sei und „über ihr Tun nicht in dem Maße nachdächte als Männer“.⁵⁾

Bisher lässt sich mit Sicherheit feststellen, dass sich die Geringschätzung der Frauenarbeit wie ein roter Faden durch die Entwicklungsgeschichte der Porzellanindustrie zieht. Dazu trug sicherlich auch die Tatsache bei, dass Frauen in der Regel für dieselbe Arbeit die Hälfte oder nur ein Drittel des Männerlohnes bekamen. Dabei klappte die Lohnschere interessanterweise zwischen den Geschlechtern am weitesten auseinander, je qualifizierter die Tätigkeit war. Bis 1918 war es für die

Porzellanarbeiter prinzipiell kein Problem, die Frauen in den Fabriken als billige und nicht ernstzunehmende Konkurrenz zu dulden. Viele Männer waren zudem froh über den Zuverdienst der eigenen Tochter oder Ehefrau.

Als aber die Frauen mit dem Jahr 1914 in Männerdomänen wie Drehen, Malen und Brennen vorstießen, änderte sich die Haltung der Männer zu den Frauen in den Fabriken grundlegend. Der Erste Weltkrieg brachte den Porzellanfabrikanten den Verlust der so wichtigen Facharbeiter, insbesondere der Dreher und Maler. Die Erlernung des Dreherberufes dauerte drei Jahre, des Malerberufes vier bis sechs Jahre. Die Porzellanarbeiterinnen nun gezwungenermaßen in allen Abteilungen zum Einsatz; möglich war dies durch den Erlass der Notstandsgesetze 1914. Dies bedeutete einen enormen Zuwachs von Wertschätzung für die Frauenarbeit. Völlig überrascht mussten die Männer zur Kenntnis nehmen, dass die Porzellanarbeiterinnen nicht nur Schiebbilder auf Tassen ziehen oder Handlangerdienste verrichten konnten. Sie drehten nun selbstständig alle Porzellane bis zu großen Platten. Auch das Einformen von Hohlgeschirren bereitete ihnen keine Probleme. Die Grenze, die ihnen aufgrund mangelnder mehrjähriger Ausbildung gesetzt wurde, war jedoch die Freihanddreherei oder auch das Drehen von Überlandisolatoren, die bis zu 200 kg wiegen konnten. Aber sogar bei Kolonnenakkord für das Drehen von elektrotechnischem Porzellan, also kleinen Porzellanisolatoren, fanden sich plötzlich Frauen, die man angelehrt hatte.

Ein tatsächliches Hindernis und eine wirkliche Erschwernis stellten für die Arbeiterinnen technische Vorrichtungen dar, die für Männer ausgelegt worden waren und für Frauen aufgrund des Gewichtes, der aufzuwendenden Kraft oder der Abmaßungen ungeeignet waren. Vielfach behalfen sich die Frauen mit Holzkisten, um Maschinenteile zu erreichen. Es stellt sich heute die Frage, ob die Porzellanarbeiter absichtlich nach den Erfahrungen im Ersten Weltkrieg allen technischen Neuerungen im Sinne der Arbeitserleichterung so skeptisch und ablehnend gegenüberstanden, weil sie ein Vordringen

der Frauenarbeit fürchteten. Zum Beispiel verwendete man in der Abteilung Gießerei prinzipiell große Kannen zum Eingießen in Formen, die vollgefüllt 25 Kilo wogen. Erst 1930 wurden stellenweise Schlickerleitungen mit Ventil von der Mäsemmühle in die Gießereien gelegt, was den Schlickerträger mit Holz- oder Blechbutte überflüssig machte.

Nach dem Ersten Weltkrieg sahen sich die zurückgekehrten Facharbeiter deutlich in ihrer Rolle als Ernährer der Familie gefährdet, zum einen aufgrund der niedrigeren Frauenentlohnung, zum anderen aber auch durch einen Zugewinn an weiblichem beruflichem Selbstbewusstsein. Das Resultat war zum Beispiel die Verweigerung von Hilfestellungen im Kolonnenakkord oder gar die Erschwerung der Tätigkeiten für Frauen, um sie zum freiwilligen Rückzug zu veranlassen. Die Porzellanarbeiter sahen sich hinsichtlich des Zurückdrängens der Frauen im Weißbetrieb traditionell von staatlichen Stellen und den Gewerkschaften unterstützt. Bereits 1890 kritisierte der zuständige Fabrikeninspektor die Erweiterung der Tätigkeitsfelder der Porzellanarbeiterinnen auf den Weißbetrieb: „Eine unpassende Beschäftigung weiblicher Arbeitskraft wurde in einer Porzellanfabrik beobachtet und betraf die Verwendung eines Frauenzimmers zum sogenannten Aufdrehen der Huwel vor dem Einformen. Es ist dies eine nur für Männer passende, die Brustmuskulatur stark anstrengende Arbeit, welche auch anderwärts überall durch Männer verrichtet wird ...; da die Erfahrung zeigt, dass die in der Dreherei einer Porzellanfabrik Beschäftigten bei ungenügender Reinlichkeit und unpassender Lebensweise zu Lungenschwindsucht geneigt sind, so sind gesundheitliche Nachteile für die so beschäftigten Frauenzimmer nicht unmöglich, und werde ich die Sache aufmerksam im Auge behalten.“⁶¹

Es half aber alles nichts, 1930 waren trotz aller Bemühungen durch Staat und Gewerkschaft die Frauen in allen Abteilungen einer Porzellanfabrik zu finden. Dazu gehörten nun auch die Abteilungen Brennhaus, Masseaufbereitung, Lager und Transport. Die körperlich schwerste Arbeit war zu Zeiten der Rundöfen in den Porzellanfabriken das Brenn-



Filterpresse, Porzellanfabrik Rosenthal, Selb 1930

haus. Besonders im Ersten Weltkrieg bestanden ganze Brennhausabteilungen mit Ausnahme des Ofenführers, also des Brennmeisters, ausschließlich aus Frauen. Die Frauen waren zum Beispiel zuständig für das Beheizen des Rundofens, also für das Heranfahren und Einschaufeln von Tonnen von Kohle. Auch das Ein- und Austragen der drei Etagen hohen Öfen für den Glüh-, Glatt- und Kapselbrand oblag den Arbeiterinnen. Im Ofen wurden die 10 – 15 Kilo schweren Schamottekapseln, die das Porzellan enthielten, aufgetürmt. Dies geschah mittels Metallleitern. In der Regel konnte ein solcher Ofen 2000 – 2500 Kapseln fassen. Vom Anfeuern bis zum Entleeren des Ofens vergingen meist sechs Tage. Um nach dem Brand die Restwärme für den nächsten Brand ausnutzen zu können, existierten sogenannte Hitzeprämien, gestaffelt von 50 bis 90 °C Ofeninnentemperatur. Dies bedeutete, dass die Glühfüller ohne Ansehen des Geschlechtes mitsamt der Kleidung in kaltes Wasser stiegen und sich nasse Lappen umlegten und so in den Ofen gingen und die Kapseln zunächst über Leitern, die Hände mit Asbesthandschuhen geschützt, aus

dem Ofen trugen. Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte der Tunnelofen in den 1950er Jahren dieser Tätigkeit ein Ende.

Die Masseaufbereitung war ebenso gefährlich wie der Bereich Dreherei. Auch entstand der gefürchtete Staub in großen Mengen. Die Hilfsarbeiterinnen waren im Bereich der Massemühle mit der Herausnahme von Massekuchen aus den Kuchenfilterpressen beschäftigt, von denen einer 25 Kilo wog.

Nach dem Ersten Weltkrieg kritisierte die freie Gewerkschaftspresse zu Recht den Einsatz der Frauen beim Transport von Lasten ohne Rücksicht auf deren körperliche Leistungsfähigkeit. Es ging dabei im wesentlichen um das Tragen von Gipsformen oder Planken mit überdrehten Tellern, von denen eine vollgestellte Planke ca. 20 Kilo wog. Von diesen Planken mussten ca. 60–80 pro Tag in höher gelegene Regale über Leitern gebracht werden, was einer Hebeleistung von 300 Zentnern entsprach, also 1500 kg pro Tag. Im Zuge der Weltwirtschaftskrise in den 1930er Jahren besetzte man auch die Versand- und Verladeabteilung überwiegend mit Invaliden



Paçkerei, Porzellanfabrik Walküre, Bayreuth um 1910

und Frauen. Die exportorientierte Porzellanindustrie versandte in der Regel 100 Kilo schwere Holzkisten, die in die Waggons auf dem Gleis des Firmengeländes verladen werden mussten. Dabei verteidigte der dazu befragte Fabrikeninspektor diese Arbeit als für Frauen besonders tauglich, da die „zarte Frauenhand dafür besser geeignet sei als die schwere Männerhand“.⁷⁾

Einen nicht unwesentlichen Anteil an der Wertschätzung der weiblichen Arbeit in den Porzellanfabriken ist der veränderten Ausbildungssituation nach dem Ersten Weltkrieg zuzuschreiben. 1920 wurden erstmals in den Keramikfachschulen offiziell Mädchen aufgenommen. Die seit 1908 in Selbst existierende „Staatliche Fachschule für die Porzellanindustrie“ verzeichnete 1920 zum ersten Mal weibliche Lehrlinge in den Sparten Malen und Modellieren. Bereits ein Jahr später zeitigte diese Veränderung erste Wirkungen. In der Kunstabteilung der Porzellanfabrik Rosenthal, Selb-Plößberg, tauchen in den Angestelltenlisten erstmalig Unterglasurmalerinnen und Modelleurinnen auf.

Die geschilderten Aspekte des beruflichen Daseins machten und machen noch immer bei Frauen nicht alle Herausforderungen des Alltagslebens an sie aus. Da sind ferner die Doppel- und Dreifachbelastungen der verheirateten oder auch verwitweten Frauen und die Pflichten der ältesten Töchtern oder auch die Probleme lediger Porzellanarbeiterinnen zu nennen.

Zunächst zur Porzellanarbeiterin als Ehefrau und Mutter. Eine Sonderregelung, die man den verheirateten Frauen zugestand, war das Recht der „Elf-Uhr-Frau“. Es existierte in den Betrieben das ungeschriebene Recht, dass alle Ehefrauen um 11 Uhr den Betrieb verlassen konnten, um zu Hause für Mann und Kind zu kochen. Auch hier versuchte ein Direktor 1898 mit einem Aushang am schwarzen Brett diese Regelung mit dem Hinweis zu umgehen, dass nur noch Frauen eingestellt würden, die keinen Haushalt zu versorgen hatten, und dass dieses Recht nicht mehr gelten solle. Die Frauen und auch die Ehemänner gingen auf die Barrikaden, und der Direktor musste weiterhin das Recht der

„Elf-Uhr-Frau“ anerkennen. Praktisch wäre ein Verzicht auf die versierten Arbeiterinnen sowieso nicht möglich gewesen, es sei denn, man riskierte deutliche Defizite im Betriebsablauf. Das Problem der Kinderbetreuung lösten die Frauen in der Frühzeit der Porzellanindustrie um 1874 dadurch, dass sie die Kinder einfach mit zur Arbeit brachten und sie durch Kehren der Fertigungsräume oder Ausschneiden von Schiebedruckbildern beschäftigten. Dies wurde aber binnen kürzester Zeit untersagt.

Kleinkinder fanden vielfach Unterkunft bei sogenannten Kostmüttern. Die Behandlung durch diese Frauen fiel jedoch von liebevoll bis vernachlässigend aus. Im Falle des Todes der Familienmutter war oft die älteste Tochter gezwungen, die Pflichten im Haushalt und bei der Kindererziehung mit zu übernehmen. Die Aufgaben am Arbeitsplatz kamen noch hinzu. Vielfach waren die Mädchen aber damit so überfordert, dass um die Jahrhundertwende die Selbstmordrate bei jungen Mädchen enorm anstieg. Erst ab 1906 richteten die Unternehmer und die Kirchen Kindergärten und Kinderbewahranstalten ein und konnten so die größte Not lindern.

Die ledigen Porzellanarbeiterinnen, die in der Frühphase der Ansiedlung der Porzellanindustrie nach Nordostoberfranken zuwanderten, stammten in der Regel aus Böhmen und der Oberpfalz. Sie fanden entweder bei ihren Meistern und deren Familien Unterkunft oder aber bei Witwen als Schlafgänger mit Nachtlager in der Küche oder sogar im Bett der Kinder. Mit Zunahme der Wohnungsnot im Gebiet der Bezirksamter Rehau und Wunsiedel um 1900 nahmen einige Fabrikanten auch Einbauten in ihren Fabriken vor und errichteten dort Schlafsäle mit angegliedertem Speisesaal für ledige Arbeiterinnen. Dies war aber die Ausnahme und nicht die Regel. Normalerweise mussten die ledigen Arbeiterinnen sehen, wo sie unterkamen.

Was macht also in der Rückschau und zusammenfassend die Arbeitssituation einer Porzellanarbeiterin in Kaiserreich und Weimarer Republik im Raum Nordostoberfranken aus?

Forciert wurde der Einsatz von Frauen in der Porzellanindustrie im Wesentlichen durch den niedrigen Lohn und die technischen Verbesserungen, die die Arbeit weniger kraftintensiv werden ließ. Dabei brachte der Erste Weltkrieg, aber auch – was oft vernachlässigt wird – der Wandel der Mode, der den Frauen größere Bewegungsfreiheit bescherte, einen ungeheuren Schub. Ganz deutlich war es jedoch insgesamt das mangelnde Selbstbewusstsein, ganz zu schweigen von den zusätzlichen Belastungen durch die Haushaltsführung und den Mangel an Kindergärten und Kinderkrippen, das die Durchsetzungskraft der Porzellanarbeiterinnen hemmte. Dies ist aber ein generelles Problem der Frauenarbeit einst und jetzt und betrifft sicher nicht nur die Porzellanarbeiterinnen.

Anmerkungen

- ¹⁾ Keramischer Bund 5, 1931.
- ²⁾ Keram- und Glasarbeiter-Zeitung 21, 1929.
- ³⁾ Ebd.
- ⁴⁾ Jahresberichte der Königlich Bayerischen Fabrikeninspektion, 1902, S. 88.
- ⁵⁾ Zehentmeier, Sabine: Frauen in der nordostoberfränkischen Porzellanindustrie, in: Kerhoff-Hader, Bärbel/Endres, Werner: Keramische Produktion zwischen Handwerk und Industrie. Hildburghausen, 1999.
- ⁶⁾ Jahresbericht der Königlich Bayerischen Fabrikeninspektion, 1890, S. 67.
- ⁷⁾ Keram- und Glasarbeiter-Zeitung 11, 1933.

Fotos: Zentrales Archiv der Deutschen Porzellanindustrie, Hohenberg an der Eger.

Grußwort des 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer zum 76. Bundestag in Miltenberg

Ich freue mich, Sie, liebe Bundesfreunde, zu unserem diesjährigen Bundestag in Miltenberg begrüßen zu können. Eine besondere Ehre ist uns Ihre Anwesenheit, sehr geehrter Herr Staatsminister Dr. Goppel, mit der Sie Ihre Verbundenheit zu Ihrem Geburtsland, dem bayerischen Untermain, und zur Arbeit des *Frankenbundes zum Ausdruck bringen*. Wir freuen uns auf Ihren Festvortrag.

Ein herzlicher Dank gilt Ihnen, sehr geehrter Herr Bürgermeister Bieber, für die freundliche Aufnahme und die gewährte Gastfreundschaft in Ihrer Stadt. Von der Frau unseres ersten Bundespräsidenten Theodor Heuss, Elly Heuss-Knapp, wird der Satz berichtet: „Miltenberg erschien mir immer als das Herz von Deutschland“. Ich meine, dieses sehr persönliche Bekenntnis zu Ihrer Stadt sagt sehr viel mehr aus als eine formale, kunsthistorisch korrekte Aufzählung aller Sehenswürdigkeiten Miltenbergs. Dieses städtebauliche Kleinod mit seinen weltberühmten Fachwerkwinkeln, buntsandsteinfarbenen Häusern und der einzigartigen Lage am Main ist vollends nur mit Verstand und Herz erfassbar. Wir freuen uns daher sehr, hier zu Gast sein zu dürfen.

Die Wahl von Miltenberg als Veranstaltungsort des diesjährigen Bundestages hat noch einen besonderen Anlass: den 500. Geburtstag des im Jahr 1505 hier geborenen Philologen Johannes Hartung. Auch wenn sich sein Wirken als hoch angesehenen akademischer Lehrer und Übersetzer antiker griechischer Schriften in den Universitätsstädten Heidelberg und Freiburg abspielte, so soll doch die Gelegenheit wahrgenommen werden, an diesen zu hoher wissenschaftlicher Anerkennung gekommenen Sohn Miltenbergs zu erinnern – zumal er offensichtlich die ersten altsprachlichen Grundlagen in der damals hier existierenden Lateinschule erlernt



hat; ein Umstand, der bereits auf eine gehobene kulturelle Bedeutung Miltenbergs am Ausgang des Mittelalters hindeutet. Denn derartige Schulen bestanden nur an wenigen wichtigen Zentralorten in den geistlichen Territorien Frankens. Es ist das Verdienst der Gruppe Miltenberg des Frankenbundes, die Bedeutung von Johannes Hartung und die entsprechenden geschichtlichen Zusammenhänge wieder in das rechte Licht zu rücken.